

Deutschland und der Westen Europas vornehmlich im späteren Mittelalter

VON PETER MORAW

I

Vom recht umfassenden Titelthema dieses Versuchs ist die Rede am Ende einer wissenschaftlich ungewöhnlich reichen Doppel-Tagung, einer Tagung auch mit einer ungewöhnlichen Stofffülle, die zu bändigen hier nicht gelingen wird. An erster Stelle steht der Dank an Herrn Ehlers, den Organisator, den man wohl am besten dadurch des gebührenden Respekts versichert, daß man das Tagungsthema einerseits so prinzipiell wie möglich und andererseits vielleicht punktuell innovativ aufzufassen sucht und dabei zumindest am Anfang auch die jüngere Geschichte unserer Disziplin beachtet.

Wenn man sich in diesem Sinn der Leistung der Vorgänger dankbar erinnert und zugleich die Schüler vor sich sieht und wenn man für einen Moment nicht nur daran denkt, was im Zwischenstadium der eigenen Generation diese den Älteren schuldet, sondern daran, was man als Neuerworbenes an die Jüngeren weitergeben könnte, so mag vor Augen treten: Strengere Begriffskontrolle, mehr Abstand zu Anachronismen, ein breiteres Themenspektrum, besserer Kontakt zu Nachbardisziplinen, stärkere Historisierung des eigenen Standorts. Ebenfalls dürfte dazugehören eine intensiviertere europäische Orientierung unseres Fachs. Das kann man verschiedenartig verstehen. Wir meinen damit nicht den Blick nur auf unsere unmittelbaren Nachbarn und meinen auch nicht Italien, das in vieler Hinsicht ein Teil der älteren deutschen Geschichte war – weit mehr gebend als nehmend, wie wir immer besser verstehen. Wir akzentuieren in diesem Versuch auch nicht so sehr das Herausgreifen einer bestimmten Himmelsrichtung von dem eigenen, heute in der Mitte des Kontinents liegenden Land aus gesehen, wie wir das in diesem Jahr versucht haben und demnächst nach Osten hin wieder versuchen werden. Wir denken vielmehr an das ganze mittelalterliche lateinische Europa¹⁾, das man gerade von der Mitte her in allen Richtungen gleichzeitig nicht entbehren möchte und nicht entbehren sollte. Das ist ein großes Wort.

1) »Europäische Geschichte« als historiographisches Problem, hg. v. HEINZ DUCHHARDT und ANDREAS KURZ, Mainz 1997 (Veröff. d. Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abt. Universalgeschichte, Beiheft 42).

Bescheidener, präziser und zuerst visieren wir im vorliegenden Beitrag – allerdings mit Hilfe eines solchen umfassenden Umgehens mit diesem ganzen Europa – eine immer bessere Ortsbestimmung und Realisierung dessen an, was wohl immer unsere Hauptaufgabe bleiben wird, einfach weil kein anderer sie mit derselben Intensität übernehmen dürfte: der eigenen Geschichte. Es soll also im Kern um eine »europagesteuerte« partielle Neubestimmung der älteren deutschen Geschichte gehen. Es wird sich rasch zeigen, daß dieses gerade formulierte Spezielle und noch weiter zu Spezialisierende untrennbar mit dem Allgemeinen des Rahmenthemas verbunden ist.

Das alles ist nicht nur eine Sache wissenschaftlicher Verantwortung, sondern auch eine Sache wissenschaftlicher Neugier. Denn unser besonderes Problem der »Europäisierung« der eigenen Geschichte – mit Hilfe zuerst der westlichen Dimension – meint, daß zusätzlich zur europäischen Herausforderung der eigenen Geschichte als ganzer bereits die eigene Geschichte im einzelnen als europäisch herausgefordert verstanden wird. Wir bieten weiter unten einige Beispiele, die darauf hinweisen sollen, daß Deutschland wohl mit einigem Ertrag wie ein kleines Europa begriffen werden kann. Damit ist nicht so sehr »Beziehungsgeschichte« nach außen und nach innen gemeint, wie sie vor allem von Klaus Zernack erarbeitet worden ist, die unser Bild von der Vergangenheit bereichert hat²⁾. Es geht vielmehr um die sachliche und methodische Europäisierung der eigenen Geschichte³⁾ als Geschichte eines seinerzeit ansehnlich ausgedehnten Gebildes. Diese Geschichte sei anders anzufassen als die Geschichte Dänemarks oder Siziliens, weil diese eigene Geschichte ein bedeutender oder gar recht bedeutender Teil der inneren Unterschiedlichkeit des lateinischen Europa gewesen sei. Die Befindlichkeit Europas sei daher auch die Befindlichkeit Deutschlands.

Warum spricht man davon? Schon weil es das gegenteilige Extrem gibt. Eine Anzahl deutscher Historiker hat die Geschichte ihnen gut bekannter Regionen des Landes gleichgesetzt mit deutscher Geschichte insgesamt oder hat gar das heutige kleine Deutschland weit zurückprojiziert. Für den ersten Fall ist die »Geschichte der deutschen Stadt« von Hans Planitz ein klassisches Beispiel; in der Praxis handelte es sich um die Geschichte Kölns – nur war und ist Köln nicht im mindesten repräsentativ für die deutschen Städte⁴⁾. Für den anderen Fall stehe die »Deutsche Gesellschaftsgeschichte« Hans-Ulrich Wehlers, der für welches zurückliegende Jahrhundert auch immer das Kaiserreich von 1871 vor Augen zu haben scheint⁵⁾.

2) KLAUS ZERNACK, Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte, München 1977.

3) JOHANNES FRIED, Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands. Bis 1024, Berlin 1994; HAGEN KELLER, Zwischen regionaler Begrenzung und universalem Horizont. 1024 bis 1250, Berlin 1986; PETER MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter. 1250 bis 1490, Berlin 1985 (Propyläen Geschichte Deutschlands 1–3).

4) HANS PLANITZ, Die deutsche Stadt im Mittelalter, Graz Köln 1954.

5) HANS-ULRICH WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1–2, München 1987.

Ein weiterer Aspekt tritt hinzu. Eine derart »europäisierte« deutsche Geschichte stellt sich uns als unentbehrliche Vorstufe oder als Probelauf einer entschieden ineinandergreifenden, entschieden nicht nur additiven europäischen Geschichte dar, die gleichsam noch einmal ein Stockwerk auf das hier angesprochene Thema setzt und beinahe schon als das vorerst Anspruchsvollste gelten kann. Europäische Geschichte im vollen oder strengen Sinn ist anspruchsvoll insofern, als ihr entschiedenes Ineinandergreifen – oder zeitlich-räumlich formuliert das Verstehen der Vergangenheit als Vorauseilen oder Zurückbleiben der einzelnen Regionen des Kontinents (oder auch Deutschlands) von Sachgebiet zu Sachgebiet – nicht nur benannt und beschrieben, sondern vom Versuch einer Erklärung von den Wurzeln her begleitet sein mag⁶. Zu solcher genereller Benennung und genereller Beschreibung gehört immer wieder auch etwas Mut des Historikers – selbst politischer Mut, denn nicht jedes Ergebnis von damals kann jedem von heute gefallen –, zum Erklärungsversuch gehört vielleicht methodischer Wagemut und Risikobereitschaft.

Demgegenüber konnte das Tagungsthema: »Deutschland und der Westen Europas im Mittelalter I und II« von den einzelnen Referenten-Spezialisten kaum anders als beziehungs geschichtlich oder genauer transfer geschichtlich, bei einigen sogar im vollen Sinn des Wortes akkulturations geschichtlich aufgefaßt werden und zwar jedesmal für einen Zeitraum von etwa hundert bis dreihundert Jahren. Das ist legitim und notwendig. Das ist aber nicht die einzige Art, in welcher man das Tagungsthema begreifen kann. Man könnte es auch grundsätzlicher versuchen und beispielsweise gleich am Anfang diskutieren, daß idealiter – das scheint während der Tagung klar geworden zu sein – zwei Arten damaligen Transfers oder von transferbezogenem Interesse oder auch von Transferdruck bestanden haben. Nur beim zweiten Typ wollen wir auch von Akkulturation sprechen.

Die eine, erste Art des Transfers war diejenige, die oft auf gemeinsamer sozialer Basis (häufig weit »oben«) und im Prinzip auf »gesellschaftlich« gleichartigem oder ähnlichem Umgang der Betroffenen miteinander beruhte und bei welcher die bewegten Güter (Güter stets im weitesten Sinn) und deren Bewegungsrichtung interessant, signifikant oder gewichtig, aber nicht gleichsam fundamental waren. Diese Art des Transfers mag man vorerst oder auf Dauer als etwas Vereinzelt identifizieren und räumlich und zeitlich gesehen als eher sprunghaft qualifizieren. Davon ist auf der Tagung mehrfach gesprochen worden. Klassisch sind hierfür Objekte der Kunstgeschichte, am gewichtigsten waren wohl Themen aus Wirtschaft und Handel.

Zum zweiten und wichtigeren gab es Transfers oder besser Transferprozesse, die auf grundlegenden, langdauernden und tiefgreifenden Unterschieden zwischen europäischen Großregionen beruhten, auch auf möglicherweise sehr alten oder gleichsam (aus spätmit-

6) Ein erster Versuch PETER MORAW, Über Entwicklungsunterschiede und Entwicklungsausgleich im deutschen und europäischen Mittelalter, in: Hochfinanz Wirtschaftsräume Innovationen. Festschrift für Wolfgang von Strömer, Trier 1987, Bd. 2, S. 583–622.

telalterlicher Perspektive) »immer schon dagewesenen« Unterschieden. Wir nennen als Beispiel erstens die Ostsiedlung und Nordsiedlung (die entscheidende Steigerung von älterer Binnensiedlung) als europäische, besser noch als europäisierende und »modernisierende« Fundamental-Phänomene des ganzen Mittelalters und der älteren Neuzeit⁷⁾ und zweitens die mittelalterliche Ausbreitung der Stadt im europäischen Sinn, das heißt der durch ihre wichtigsten Glieder, die Bürger, im eigenen Interesse selbstbestimmten und insofern »freien« Stadt, die etwas anderes als ihre Umwelt und etwas Besonderes war – nicht meinen wir den nichtsignifikanten Tatbestand der praktisch überall vorhandenen nichtagrarischen Siedlung als weiter bestehender Ausschnitt oder Anteil und als gehorsame Dienerin einer auch fortan eindeutig aristokratisch-agrarischen Welt⁸⁾. Diese Ausbreitungs-Phänomene mögen von manchen Historikern ähnlich wahrgenommen werden wie Transfers des ersten Typs. Doch scheinen sie uns etwas anderes darzustellen. Man wird sie nicht nur als »Signale« verstehen, die in einem neuen Umfeld mehr oder weniger lang aufleuchteten, ohne dieses wirklich zu verändern. Vielmehr bedeuten sie in der Tat Akkulturation in einem schwerwiegenden Sinn des Wortes oder Transformation oder Kulturwandel oder in unserem konkreten Fall »Verwestlichung«, wieder in einem sehr schwerwiegenden Sinn. Über eine »Versüdlischung«, die wohl ebenso wichtig oder partiell noch wichtiger war, müssen wir in diesem Band nicht nachdenken, sie jedoch zumindest hier einleitend mit Nachdruck benennen. Insgesamt kann man solche Akkulturation oder Transformation als Europäisierung (insofern hier Europa das »Ältere Europa« meint [siehe unten]) oder gar als »Modernisierung« begreifen – dies ist ein etwas explosiver Begriff wegen der vorausgegangenen Diskussion der Neuhistoriker, die einst besonders von Bielefeld betrieben worden war⁹⁾, aber ein kaum entbehrlicher.

Wir brauchen – so glauben wir – nun nur noch eine Hauptvoraussetzung zu benennen, die auf der Tagung mehrfach akzidentiell (vor allem kunsthistorisch) angesprochen worden ist. Sie heißt: Jedes Land, Deutschland, Frankreich oder ein drittes, hat das Recht und darf sich weiterhin das Recht nehmen auf eine in sich selbst ruhende, primär aus sich selbst heraus zu erklärende Geschichte, ganz sicher gegenüber jeglichem Transfervorgang des ersten Typs (über dessen Akzeptanz einst zu entscheiden etwas historisch wohl fast ebenso Wichtiges war wie den Transfer anzubieten) und in gewisser Weise selbst gegenüber Akkulturationsprozessen vom zweiten Typ. Doch sollte man dann solche gesamteuropäische Bedingungen nicht selektiv wahrnehmen, also nur die jeweils »positiven« betonen und die »negativen« zurücktreten lassen, und vor allem sollte man einleitend generell zugestehen,

7) Die deutsche Ostsiedlung als Problem der europäischen Geschichte, hg. v. WALTER SCHLESINGER, Sigmaringen 1977 (Vorträge und Forschungen 18).

8) ERNST PITZ u. a., Stadt, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München Zürich 1995, Sp. 2169ff.

9) HANS-ULRICH WEHLER, Modernisierungstheorie und Geschichte, Göttingen 1975; HERMAN VAN DER WEE, Was the Dutch Economy during its golden age really modern? in: European Review 7 (1999), S. 461–469.

daß man bei seinem Versuch einfach nicht alle Faktoren, die eigentlich nach ihrem europäisch-geschichtlichen Gewicht angemessen zu berücksichtigen wären, einbeziehen will.

So auswählend oder auch so traditionell zu handeln ist oder war »klassisch«, ist aber schon heute nicht mehr ganz einfach und dürfte immer schwieriger werden. Denn zu jeder für sich stehenden, ihr Recht in sich tragenden, im vollen Sinn »traditionellen« Geschichte, die – wohl nur in dieser Gestalt – irgendwann zur Staats- und Nationsgeschichte neuerer Zeit geworden ist oder hätte werden können, gehört auch ein breit verankertes zivilisatorisches Erbe. Es ist oft oder in der Regel ein altes und sehr altes Erbe, das jedenfalls unserer Meinung nach wichtig war und wichtig bleibt *vor* jeder einzeln thematisierbaren Transferdiskussion – ein Erbe, das primär eigentlich nur von europäisch-geschichtlichen Vorgaben her erörtert werden kann. Es war ein Erbe, das sicherlich gewisse Analogien aufweist zu den jeweils aktuell gewesenen Bedingungen, die Transfers vom ersten Typ immer neu in Gang brachten oder akzeptieren ließen. Um dasselbe handelt es sich aber wiederum nicht. Denn jenes alte zivilisatorische Erbe entschied vermutlich mehr als jeder andere Faktor darüber, ob man in erster Linie Gebender oder Nehmender von Einzeltransfers gewesen ist, und entzog damit gleichsam dieser Hauptbedingung von Transfers Beliebigkeit und Willkür. Das ist ein für uns zentraler Punkt. Die Teilnehmer der Doppel-Tagung haben sich – wie es auch kaum anders vorstellbar ist – zugunsten der Existenz solchen alten Erbes entschieden – wenn auch wie gewohnt eher stillschweigend – und zwar dadurch, daß viele von »Verwestlichung« geredet haben, aber keiner von »Veröstlichung«. Vermutlich gibt es dieses Wort gar nicht. Ganz generell scheint uns die Vorstellung, man habe in älterer Zeit von Region zu Region wirklich getauscht (was zumindest umgangssprachlich eine annähernd gleichrangige Partnerschaft suggeriert), die unwahrscheinlichste aller Möglichkeiten zu sein. Viel wahrscheinlicher waren überwiegend einseitige Verhältnisse.

Zurück zum alten Erbe, nun anders formuliert: Zu unserem Thema gehören, sofern die ganze Breite von Transfer und Akkulturation als wissenschaftliches Problem interessiert – und das müßte eigentlich so sein –, weit zurückliegende, langfristig wirksame, oft eher plausibel zu machende als minutiös beweisbare Phänomene. Diese Phänomene legen ihre Berechtigung für unsere Tagungen wohl vor allem dadurch dar, daß man keine vernünftige Ursachenforschung im Detail betreiben kann, ohne an sie zu denken. Auf unserer Tagung ist sehr breite Ursachenforschung schon aus Gründen der Vortragspraxis verständlicherweise kaum je getrieben worden, man hat sich auf Einzel-Phänomene konzentriert. Auch wegen nicht geringer Beweisschwierigkeiten könnte man vor jener »Erbeforschung« zurückschrecken. Sie würde aber die Ergebnisse vereinzelter Transferanalysen gewisser machen. Und darauf ist man angewiesen, schon weil nicht bei allen Themen dieser Art Quellenbestand und Forschungslage so beschaffen sind, daß man sich leicht über das Punktuellerheben und der am Ende entscheidenden Frage nach der Repräsentativität der Ergebnisse furchtlos gegenüberstellen könnte. Die Antwort gerade auf diese Frage ist ein zweites generelles Problem unseres ganzen Bemühens, vor dem man aber nicht ängstlich zurückschrecken sollte. Es ist auch die Frage, die zuletzt auf Zusammenhang, Verbindlichkeit, Quantifi-

zierung und auf eine Hierarchie der Werte hinzielt, anstatt daß man im Frühstadium unverbindlicher Phänomenologie verbleibt.

In diesem Sinn erblicken wir schließlich das »Dach« unserer Thematik in der Überlegung, wie man beim Thema »ältere europäische Geschichte« über einzelne Transferregistrierungen hinaus den Status isolierten Verstehens und überhaupt den Status der Addition europäischer Einzelgeschichten in Richtung auf Erklärungsmodelle für eine einzige europäische Geschichte überwindet. Erst recht zielt das Sprechen von Entwicklungsgeschichte in diese Richtung. Es meint etwas so Komplexes, daß sich die Metapher von einem Mantel anbietet, der um ein Bündel von Phänomenen geschlagen wird, damit man sie neben der fortbestehenden gewohnten Singularität als etwas Gemeinsames begreifen kann oder sich zumindest vom Gemeinsamen zu weiteren Fragen anregen läßt.

Es ist klar, daß die ersten, die das versuchen, leicht danebengreifen können. In dieser Risikozone befinden speziell wir uns schon einige Zeit. Aber wir sind bisher so optimistisch zu hoffen, daß solches Tun durch andere verbesserungsfähig und vor allem für andere verbesserungswürdig ist. Die Nachbarn in der Frühen Neuzeit, bei denen man manchmal zu Gast sein darf (wir meinen jetzt vornehmlich die Wirtschaftshistoriker aus aller Welt, die regelmäßig in Prato¹⁰⁾ zusammenkommen), spannen ihre Flügel schon heute deutlich weiter aus als die Mediävisten. Noch weiter auszugreifen und wie manche besonders Wagemutige ein weltgeschichtliches und radikal interdisziplinäres Erklärungsmodell anzubieten, sollte wohl eine spätere Sorge sein¹¹⁾.

Vorerst hat unser Thema nicht nur die wissenschaftliche Schwäche, daß weitgedehnte Gedanken an und für sich angreifbar und unvollständig sind oder so sein müssen. Es besteht gleichsam seitwärts davon das Problem, daß man wohl – wie schon angedeutet – am Ende wird zu erwähnen genötigt sein, daß nicht alle seinerzeit Beteiligten – also auch nicht die Landsleute von Historikern von heute – gleich frühzeitig, gleich glanzvoll und gleich befähigt gewesen sind. Irgendeiner mußte weiter hinten stehen in Europa, damit andere weiter vorne stehen konnten. Sollen wir uns aber ernstlich eine »paritätische« Geschichte wünschen? In Tagungen während der Teilungsperiode des Kontinents zwischen West und Ost, etwa auf internationalen Diplomatikerkongressen, wurden aus der hintersten Peripherie Europas qualvoll Minimalatbestände hervorgezerrt, denen keiner zuhören wollte. Eine Peripherie sollte es nicht geben, obwohl es sie offensichtlich doch – sichtbar an der Abstimmung der Kongreßteilnehmer mit den Füßen – gegeben hat. Heute wird man in analoger Lage wenigstens dies entlastend sagen können: Akzeptierte architektonische Pracht von damals beispielsweise gegenüber akzeptierter architektonischer Dürftigkeit von damals hatte mit einem Vorsprung im Menschsein oder beim zwischenmenschlichen

10) Istituto internazionale di storia economica »F. Datini«, Prato.

11) DAVID LANDES, Wohlstand und Armut der Nationen, Berlin 1999; JARED DIAMOND, Arm und reich, Frankfurt a.M. 2000.

Verhalten von damals oder gar von heute so wenig zu tun, daß man den Ergebnissen vergleichender bauhistorischer Analyse gelassen ins Auge schauen sollte. Oder sogar: Die Leute ein und derselben führenden Region und Generation von damals mochten nicht nur eleganter gebaut, sondern auch eleganter gemordet haben.

Man erkennt nun deutlicher, daß wir eine Aussage, die im bisher Erörterten versteckt ist, setzen und von dieser Setzung aus das Folgende in Angriff nehmen möchten. Die Setzung heißt: Das lateinische Europa des Mittelalters sei aus ganz verschiedenen, aber prinzipiell erkennbaren und handhabbaren Gründen offenbar ein Kontinent großer zivilisatorischer Unterschiede gewesen und habe demgemäß (größere) Länder mit ebensolchen Binnenunterschieden in sich enthalten. Es sei lohnend und spannend, mit solcher Unterschiedlichkeit in beiden genannten »Lebenskreisen«, dem großen und dem kleinen, wissenschaftlich umzugehen, auf der dann unsere einzelnen Transfer- oder gar Akkulturationsprobleme gleichsam aufrufen und in der sie ihre Verankerung finden. Willkürlich und zufällig sei solches Existieren und Verhalten anscheinend nicht gewesen und schon gar nicht »ausgewogen« oder gar »correct«, dies im heutigen amerikanischen Sinn des Wortes.

Wenn diese Setzung einigermaßen das Richtige trifft, dann mag der Versuch erlaubt sein, sich erstens (in eher abstrakter Form) einigen übergreifenden Ordnungsprinzipien für den Umgang mit solchen Unterschieden und sich zweitens einigen Erträgen solchen Nachdenkens anzunähern. Vorerst zielen wir dabei auf einen Minimalkonsens ab, der eine in dieser Form ineinandergreifende ältere Geschichte Europas – und nicht minder eine in dieser Form ineinandergreifende ältere Geschichte Deutschlands – diskussionswürdig nennt und der vielfach bereits wissenschaftlich akzeptierten, wenn auch meist vereinzelt und daher bisher »gefahrlos« diskutierten Transfer- und Akkulturationsprozessen – neben dem autochthon Entstandenen und neben dem Ereignisgeschichtlichen und dem »Zufälligen« – ein Recht einräumt. In vier Punkten möchten wir von Prinzipien und von Erträgen solchen Nachdenkens handeln, da sich diese in der Praxis nicht voneinander trennen lassen¹².

II

1. Fast alle tragenden Begriffe im Umkreis des Themas wurden auch in unserer Doppel-Tagung, in der man generell begriffsformend oder begrifflich eher zurückhaltend war, anders

12) Zu parallelen Vorhaben vgl. MICHEL ESPAGNE/MICHAEL WERNER, *Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert*, in: *Francia* 13 (1985), S. 502–510; *Kulturtransfer im Epochenumbruch. Frankreich-Deutschland 1770 bis 1815*, hg. v. HANS JÜRGEN LÜSEBRINK u. ROLF REICHARDT, 2 Bde., Leipzig 1997; *Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter*, hg. v. INGRID KASTEN, WERNER PARAVICINI, RENE PÉRENNEC, Sigmaringen 1998 (Beiheft 43 der *Francia*). Zur Landesgeschichte: WOLFGANG SCHMALE, *Historische Komparatistik und Kulturtransfer*, Bochum 1998. Vgl. auch Anm. 13f.

als eindeutig gebraucht, sie entbehrten klarer Abgrenzung und klarer Hierarchisierung. Das Interesse, primär von Begriffen her zu denken, ist auch von Land zu Land und von Kollege zu Kollegen unterschiedlich. Ebenso variiert die Bereitschaft, sich anstelle klar umrissener und unmittelbar benennbarer positiver Fakten auch auf Phänomene mit unklaren Außengrenzen einzulassen, so dass es vor allem auf den Kern des Phänomens ankomme oder auch auf ein weniger gewohntes quantitatives Interesse statt des üblichen qualitativen Zugriffs. Im Hinblick auf das ganze Thema stand schließlich – mit einheitlicher Begrifflichkeit oder ohne sie – eine Anzahl von Tatbeständen vorerst einfach nebeneinander. War die Staatsbildung wichtiger oder die Einführung des Räderpflugs? Oder anders: Was war jeweils autochthon – am besten das Wichtige und Richtige – und was war Import und Transfer – am besten das wenig Belangvolle? Oder auch: Kann das Märchen vom Rotkäppchen mehrmals und unabhängig voneinander erfunden worden sein (es kommt auch in Sibirien vor), oder ist nicht doch Übernahme plausibler?

Ob man faktenbezogen, historiographiegeschichtlich oder einfach gemäß logischem Nachdenken fragt: Kernbegriffe sind besonders gefährdet und besonders gefährlich. Wenn wir z.B. von Entwicklungsgeschichte oder Zivilisationsgeschichte im mittelalterlichen lateinischen Europa als umfassendsten, das heißt Transfers, Akkulturation und weiteres umgreifenden Begriff sprechen, so ist dies der bescheidene Versuch, ein Phänomen, das ganz generell existiert zu haben scheint – als Gesichtspunkt jedes konkreten Transferproblems und als Problem *vor* allen Einzeltransfers –, in ein kurzes, ohne viel sprachliche Zumutung öfter wiederholbares Wort zu fassen. Wir nehmen uns dazu das Recht und sogleich auch noch das zweite Recht, uns nicht belastet zu fühlen von komplexen einschlägigen Begriffsgeschichten. Anderen, konkurrierenden, heute scheinbar eindeutigen Begriffen wird es, was Risiken und Zweifel betrifft, früher oder später nicht besser gehen oder geht es schon heute nicht besser. Das entspricht der forschungspraktischen Diskurs-Situation von heute, in der alles formulierbar und alles anfechtbar scheint. Die Fülle der Phänomene in einem einzigen Anlauf korrekt-logisch aufzufassen ist sicherlich nicht möglich. Also wird man gelassen bleiben und die Pluralität der Begrifflichkeit hinnehmen.

Beim Nachdenken am Anfang geht es ohnehin nicht allein und auch nicht primär um lückenlose sachliche Ordnung oder Zuordnung der Phänomene nach Rang und Gewicht, sondern eher um die in vielerlei Richtung auftretenden Chancen der Anregung, die sich dabei ergeben. Auch die Kollegen, die seinerzeit und heute Einwände gegen die Thesen von Norbert Elias¹³⁾ oder Immanuel Wallerstein¹⁴⁾ erhoben und erheben, haben nicht außer Acht gelassen, daß deren Verständnismodelle prinzipiell förderlich und aufschließend gewesen sind. Absichernde Kautelen, die manche Kritik gegenstandslos machen (schon da sich die

13) NORBERT ELIAS, Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1997 (Gesammelte Schriften 3,1 und 3,2).

14) IMMANUEL WALLERSTEIN, Das moderne Weltsystem, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1986, Wien 1998.

Protagonisten selbst gewöhnlich der auftretenden Probleme besonders bewußt sind), kann man nicht auf jeder Textseite wiederholen und werden auch von den Lesern immer wieder übersehen. Am Ende scheint uns etwas mehr Bewegung jedenfalls in der hier angesprochenen Dimension nützlich zu sein – am nützlichsten in solchen Disziplinen, die »mikromethodisch« sehr sorgfältig und streng vorgehen, »makromethodisch« aber keineswegs so beschaffen sind. Die Mediävistik könnte eine solche Disziplin sein. Wollte man riskantes »Makromethodisches« offensiv verteidigen, so scheinen die angesichts »mikromethodischer« Selbstsicherheit an ebensolche Forschungsergebnisse gestellte Repräsentativitätsfrage und die Relevanzfrage recht gut geeignet, um jene Selbstsicherheit etwas zu dämpfen; beide Fragen sind sicherlich »makromethodisch«.

Wir hoffen demgemäß, daß neben vielen anderen Betrachtungsweisen, die man alle vorerst hierarchisch nicht so recht zu ordnen vermag, im Angesicht des deutschen und europäischen Mittelalters eine entwicklungsgeschichtliche Perspektive ihre Berechtigung hat. Unser Tagungsthema behandelte ein wesentliches Teilproblem dieser umfassenderen Sicht. Weshalb? Dass die ältere europäische und deutsche Geschichte ungeachtet aller individualisierenden, retardierenden und katastrophalen Momente in ihren Grundzügen und prinzipiell (diese Einschränkung ist sehr wichtig) »gerichtet« und nicht willkürlich-zufällig gelagert gewesen ist, das scheint uns unbestreitbar zu sein. Es geht dabei nicht im mindesten um Einzelschicksale von Personen, Institutionen und Regionen. Alle wissen jedoch, daß im großen und ganzen die Wege führten von weniger Geschichtsquellen zu mehr Geschichtsquellen, von weniger Bevölkerung und deren Produkten und daher auch weniger »Geschichte« zu mehr Bevölkerung und deren Produkten und zu mehr »Geschichte«, von kleineren zu größeren Handlungsmittelpunkten, von weniger Akkumulation von Menschen, Handlungsmacht, Kommunikation und Geld zu mehr Akkumulation von allen diesen, von weniger vielfältigen und weniger komplexen Phänomenen zu vielfältigeren und komplexeren. Recht unwahrscheinlich erscheinen uns demgegenüber sehr langfristige gegenläufige oder auch nur gleichsam neutrale, die Zeit sozusagen anhaltende Geschehensmuster. Unwahrscheinlich scheinen uns auch »ausgewogene« und »correcte« Gleichzeitigkeit und Gleichartigkeit von wesentlichen Phänomenen über große Entfernungen hinweg. Wenn aber solche Phänomene räumlich betrachtet ungleichzeitig und ungleichartig beschaffen waren, dann erhebt sich die Frage, ob man nicht versuchen sollte, für dieses Ungleichzeitige und Ungleichartige Erklärungen zu finden. Oder es geht, was auch schon genügen würde, um die aufschließende Funktion solcher Versuche und um ihre Funktion als regulative Idee.

Man kann für diese letztgenannten bescheidensten Aspekte mit einem einfachen Beispiel dienen: mit der aufschließenden Wirkung des am Ende doch wohl entwicklungsgeschichtlich bedingten Tatbestandes, dass die »Gründungsmannschaft« der linksrheinischen Universität zu Köln vom Jahr 1388¹⁵⁾ größer war als die »Gründungsmannschaften« aller zu-

15) ERICH MEUTHEN, Die alte Universität (Kölner Universitätsgeschichte 1), Köln Wien 1988.

vor errichteten rechtsrheinischen Universitäten zusammengenommen. Das Beispiel soll auch auf die fundamentale Rolle des Transfers von Wissen im mittelalterlichen Europa hinweisen. Mit einem Schlag veränderte sich jedenfalls das ganze mitteleuropäische Universitätssystem wesentlich. Die Stadt Köln mit ihren Ressourcen und ihrem Umland war von vornherein ungleich potenter und auch (nur hier Legistik!) deutlich »moderner« als Prag (1348) oder Wien (1365) oder Heidelberg (1386), sie war seit jeher Teil des »Älteren Europa« (siehe unten). So vermindert sich der ohnehin schon ereignisgeschichtlich stark zu reduzierende Vorsprung (statt 1348 in Prag besser ca. 1360/70, statt 1365 in Wien besser 1384) der weiter ostwärts als Gründer engagiert gewesenen Großdynastien nicht unbeträchtlich¹⁶⁾ (die Großdynastie konnte auch in einer bescheideneren Umwelt relativ am leichtesten Kräfte punktuell konzentrieren). Der Vorsprung kehrte sich bald um in ein quantitatives und qualitatives Zurückstehen, wie es entwicklungsgeschichtlich gesehen zu erwarten war, sofern nicht wie in Wien die große Dynastie weiterwirkte. Auf dergleichen ist man erst aufmerksam geworden, als man sich gedanklich neuartig leiten ließ. Oder genau so: Das (angebliche) Gründungsdatum einer Universität in Krakau (1364) hätte von vornherein unter raum-zeitlichen Aspekten vergleichender europäischer Geschichte Verdacht erregen müssen und ist tatsächlich auf 1400 zu korrigieren, was angesichts der heimischen Rahmenbedingungen für die betreffende Dynastie noch rühmlich genug ist¹⁷⁾.

Unser Beispiel läßt zugleich an die Grenzen des entwicklungsgeschichtlichen Ansatzes denken. Besonders eindrucksvoll zeigen sich diese zunächst und prinzipiell, ohne dass man eines entsprechenden Beispiels bedarf, am Einbruch des individuellen Urtümlichen einer fremden Kultur, gerade von außen her, in einen bis dahin relativ ungestört gebliebenen heimischen historischen Prozess. Solche Einbrüche hat das lateinische Europa mehrfach erlebt, am elementarsten durch nomadische Reitervölker. Intensiv begrenzend oder fördernd wirkten auf weiträumige und langzeitige Strömungen sodann die hergebrachten heimischen Rahmenbedingungen des jeweiligen Einzelphänomens, wie sie an seiner räumlichen Dimension, zu der wir gleich kommen, das heißt als Standortbedingung wohl am besten erkennbar sind. Auf dem Weg von Spätantike und Frühmittelalter zum Hoch- und Spätmittelalter hat dies Michel Parisse am Beispiel Groß-Lothringens einleuchtend dargelegt¹⁸⁾.

Damit hatte er zugleich – ohne es auszusprechen – ein am besten entwicklungsgeschichtlich formulierbares, ja so gesehen vielleicht erst erkennbares Fundamentalproblem der werdenden und dann gewordenen deutschen Geschichte angefaßt. Denn nur zum viel kleineren Teil gehörte das werdende Deutschland jenem hervorgehobenen, besonders aktiven und innovativen Raum am Rhein, vor allem am unteren Rhein an, zum viel größeren Teil,

16) PETER MORAW, Die Prager Universitäten des Mittelalters im europäischen Zusammenhang, in: Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste 20 (1999), S. 97–129.

17) DERS., Die Hohe Schule in Krakau und das europäische Universitätssystem um 1400, in: Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen, München 1994, S. 521–539.

18) In diesem Band.

nach Osten hin, jedoch nicht. Dieser größere Teil und die ihm benachbarten Landschaften des östlichen Mitteleuropa schufen dann mancherorts gleichsam kompensatorisch – anstelle langfristig vorgegebener hoher Bevölkerungsdichte und blühender Urbanität mit allen entsprechenden autochthonen Folgebedingungen – Handlungspflichten für starke Dynastien (die übrigens keineswegs der Herkunft nach einheimische Dynastien sein mußten). Solche Dynastien beherrschten in Gegenden, die auch wegen ihrer »kürzeren« Geschichte großräumigere Strukturen und weniger konkurrierende Handlungsträger aufwiesen, das Feld mit vergleichsweise größerer Akkumulationsmacht und Durchsetzungsfähigkeit, wengleich auch hier nicht unbestritten. So entstanden, um bei unserem Beispiel zu bleiben, die ersten Universitäten im Reich in der Tat als Prestigeobjekte großer Dynastien. Unter der Vorbedingung einer »mittleren« zivilisationsgeschichtlichen Situation, zurückbleibend hinter dem Süden und Westen und vorausschreitend gegenüber dem Norden und Osten Europas, wurde auch die etwas später in der Mitte zur Welt gebrachte Vierfakultätenuniversität, gleichsam der »Volkswagen« unter den Universitäten (da billig und willig, am Ende auch zuverlässig im eher bescheidenen deutschen Territorialstaat), zu dem an erster Stelle maßgebenden Modell der europäischen Universität für mehr als 500 Jahre. Die Ahnen Paris und Bologna, untypisch reich an glücklichen Voraussetzungen, passten nämlich einfach nicht hinein in die vorgegebenen Rahmenbedingungen von weniger entfaltenen Regionen. Und weit mehr als die Hälfte Europas – um so mehr, je weiter außerhalb der beiden Führungslandschaften Oberitalien und Niederrhein im alten weiten Sinn (samt Nordostfrankreich und Südengland) gelegen – war »weniger entfaltet«. Keineswegs ist es in diesem Zusammenhang notwendig oder gar geboten, Geradlinigkeit und Geschlossenheit aufzusuchen und aufzuweisen, wenn es um entwicklungsgeschichtliches Denken geht. So war nicht einmal unser winziger Ausschnitt der älteren Universitätsgeschichte beschaffen. Vielmehr geht es um eine neue, konkurrierende Gedankenbahn gegenüber anderen schon etablierten Gedankenbahnen, deren aller Zusammenschau dann für den Historiker mehr erklärt als eine isolierende Handhabung.

2. Der Raum oder die Region macht nicht nur einige Aspekte unserer Thematik sichtbar, sondern stellt selbst ein Hauptmoment entwicklungsgeschichtlich inspirierter historischer Betrachtung dar. Unter den nicht veränderbaren Verkehrsbedingungen des Pferdes und des Pferdewagens, des Segel- und des Ruderschiffs und des Fußmarsches ist das lateinische Europa vom »Schicksal« geographisch recht unterschiedlich bedacht worden. Im Hinblick auf die räumlichen Bedingungen des Kulturerbes aus der römischen Spätantike, vermittelt und modifiziert besonders durch die Karolingerzeit, sind zuerst und fundamental weiterwirkend nochmals der norditalienische (und auch südfranzösische und nordostspanische) Mittelmeerraum und sodann das weitere Rheingebiet, unter Bevorzugung des Niederrheins im alten ausgedehnten Sinn, als die beiden Kern- und Führungslandschaften zu benennen. Mit ihrer (bald mit den autochthonen Kräften von nichtführenden Regionen via »Export« konkurrierenden) Existenz begann über die »natürlichen« regional-ethnischen Gegebenheiten hinaus ein sehr wichtiger Teil der anspruchsvollen »selbsttragenden« und integrativ

wirkenden Geschichte des lateineuropäischen Mittelalters. Gemäß den Inhalten unserer Tagungen interessiert hier mehr das Weiterwirken als die Herkunft der Führungslandschaften, interessiert auch nicht so sehr ihre Abgrenzung im einzelnen, also etwa das westliche Ausklingen der Rheinzone oder der südliche Rand Oberitaliens, die eigener Untersuchung bedürfen. Es sei stattdessen nur daran erinnert, daß mehrere Referenten je für ihr Thema – ohne Gesamtdeutung – die großen Quantitäts- und auch Qualitätsunterschiede zwischen Frankreich und Deutschland, beginnend bei der Agrarlandschaft, betont haben (einer sprach von einem »Quantensprung«), aber den Niederrhein von diesem Urteil ausgenommen haben. Wir können das nur bestätigen als spezielle Formulierungen eines offenbar allgemeineren, in unseren Augen sogar fundamentalen Tatbestandes. Beim Blick auf die eine zugleich differenzierende und integrierende ältere deutsche Geschichte – als zwingende Vorbereitung oder auch Fortsetzung der integrativen europäischen Geschichte, von der gerade die Rede war – wird man hoffentlich in einigen Jahren imstande sein, solche internen Unterschiede wenigstens partiell in Zahlen zu fassen: so die deutsche Bevölkerungsdichte auf dem »Weg« von Brabant über Sachsen nach Schlesien (das Verhältnis ist etwa 4:2:1 zugunsten des Westens), Daten kirchlicher Institutionen und Verhältnisse für dieselbe Himmelsrichtung, die »Dichte« gelehrter Juristen über die ganze Breite des Reiches hinweg (also auch für das Süd-Nord-Problem) und weiteres. Wir kommen darauf zurück und nehmen nach bisheriger Erfahrung an, daß die Unterschiede in vielen Fällen krasser ausfallen werden, als man sich das derzeit vorzustellen bereit ist – von der relativ ausgeglichenen Moderne und vom Heimatpatriotismus ausgleichend schreibender Historiker beeinflusst. Wieder verhielt sich das Reich im Kleineren – man kann es nicht deutlich genug sagen – so ähnlich oder sehr ähnlich wie das ganze lateinische Europa im Größeren: Das französische Flandern war dichter besiedelt als Brabant, Schlesien dichter oder viel dichter als Polen. Ganz ähnlich scheinen auch die beiden anderen gerade genannten Parameter oder Sonden beschaffen gewesen zu sein.

Die Übereinstimmung des Begünstigtseins gemäß dem langfristigen kulturellen Erbe und gemäß der Verkehrsgeographie an und für sich ist sehr bemerkenswert, ist gleichsam ein Kompliment für die »geopolitische« Situation oder auch »geopolitische« Befähigung der römischen Spätantike. Diese Übereinstimmung wirkte in die Zukunft weiter. Das beste Kriterium scheint derzeit noch vor ihrer Anzahl die Größe und Urbanität der mittelalterlichen Städte zu sein. Unter dem Begriff der Urbanität sei die ganze Fülle qualitativer und quantitativer Merkmale von Bevölkerungszahl, Kultur, Wirtschaft und sozialem Leben und der gegebenen Nachbarschaftsbeziehungen zusammengefaßt – Merkmale, die sich an den demographischen Schwerpunkten gleichsam gegenseitig steigerten.

Nachbar des benachteiligten Nordens Europas hingegen war zuletzt das Polarmeer, Nachbarn des benachteiligten kontinentalen Ostens waren oft Steppen und Sümpfe. Aus den Memoiren von Marcel Reich-Ranicki geht anschaulich der Kulturschock hervor, den er im Herbst 1939, auf der Flucht vor den Deutschen befindlich, im eigenen Land angesichts der von ihm erstmals erlebten ostpolnischen Landschaft jenseits des Bug erfuhr. Nie

hätte er, wie er schreibt, dergleichen für möglich gehalten. Wenn überhaupt irgendetwas, so waren solche Verhältnisse aus der Vergangenheit, und zwar auch aus der weit entfernten, ererbt und wurden durch die Tatbestände der Geographie unterstrichen und perpetuiert.

Der Zufall oder welche Kräfte auch immer haben es gewollt, dass das Zentrum Europas, in welchem sich die deutsche Geschichte des Mittelalters entfalten sollte, in vieler Hinsicht und in der Hauptsache eine nicht nur geographische, sondern eben auch entwicklungsge-
schichtliche Mittelstellung zwischen den gleichsam positiven und den gleichsam negativen Extremen der älteren Geschichte Europas einnehmen sollte – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Den Ausgangspunkt aller unserer einschlägigen Überlegungen hatte lange vor den hier angesprochenen Tagungen in der Tat die ältere deutsche Geschichte gebildet, und man sollte, schon um unser Verständnismodell nicht gleich am Anfang zu überfordern, vorerst im Kern bei dieser Geschichte verbleiben. Mit der Geschichte des lateinischen Europa kann gerade, wie sich hoffentlich noch zeigen wird, von diesem Blickpunkt aus einigermaßen sinnvoll umgegangen werden, besonders auch, was das Verhältnis des Westens zur Mitte des Kontinents betrifft.

Dabei treten einige Kerngedanken hervor: a.) Das mittelalterliche Reich gehörte, wie schon angedeutet, den beiden Großlandschaften zugleich an, die dieses lateinische Europa idealiter gebildet haben, dem »Älteren Europa« im Westen (und in hier nicht zu diskutierender Weise wohl auch im Süden) des Kontinents und dem »Jüngeren Europa« im Osten und im Norden¹⁹⁾. Von alledem wird noch etwas deutlicher die Rede sein. b.) Das Thema »Einheitsproblem der älteren deutschen Geschichte«²⁰⁾ (gegebenenfalls auch irgendeiner anderen älteren »National«geschichte größerer Ausdehnung) kann durch diesen Aspekt argumentativ nicht unbeachtlich bereichert werden, insoweit als entsprechend geordnete einschlägige Phänomene, vor allem die Phänomene »Akkulturation« und »Transfer«, »Entwicklungsunterschied« und »Entwicklungsausgleich«, samt ihren regionalen und gesamtdeutschen Auswirkungen und außerdeutschen Rückwirkungen, konstitutiv darin aufgenommen werden. c.) Es bestand die Möglichkeit, daß sich im ganzen später deutschen Raum, beginnend im 9. Jahrhundert, fortgesetzt im 10. Jahrhundert und erst recht dann im späteren Mittelalter, von Region zu Region und Schritt für Schritt eine Entwicklung zum Angleichen an »westliche« Tatbestände eingestellt hat, mit anderen Worten eine Ausdehnung des »Älteren Europa« nach Osten, und damit auch eine Entwicklung zu mehr Ausgeglichenheit im ganzen lateinischen Europa²¹⁾. d.) Dasselbe gilt für die Blickrichtung nach

19) Vgl. oben Anm. 6.

20) PETER MORAW, Vom deutschen Zusammenhalt in älterer Zeit, in: Identität und Geschichtsschreibung, hg. v. MATTHIAS WERNER, Weimar 1997, S. 27–59 (Jenaer Beiträge zur Geschichte 1).

21) Vgl. z. B. Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in vergleichender Absicht, hg. v. FRANK HADLER, Leipzig 1998.

Süden oder besser vom Süden her. Ein Schlüssel-land ist hier Tirol²²⁾, nicht nur wie üblich als Verkehrslandschaft, sondern als Land der ersten Aufnahme südlicher Wirkungen in Relation zum langfristig Autochthonen, zum Ereignisgeschichtlichen und zum »Zufälligen«, quellentechnisch beginnend etwa bei den bereits gut dokumentierten Speise- und Wohnverhältnissen (in Burgen), also bei der Kulturgeschichte. Man hat Tirol auf der zweiten Tagung als das damals »modernste« Territorium des deutschen Südens bezeichnet. Entwicklungsgeschichtlich gesehen konnte es wohl auch nicht anders sein. e.) Man kann dies alles – natürlich unter Beachtung der Überlieferungssituation – am leichtesten an frühen bzw. späten Erstdaten desselben Phänomens von Region zu Region erkennen. Das frühe oder späte Erstdatum ist für uns eine Fundamentalaussage, die sich einigermaßen vom noch weit stärker gefühlsmäßig belasteten Qualitätsproblem ablösen läßt und eine gewisse Objektivierungschance in sich birgt. Ein Beispiel ist die Analyse der kirchlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe, die wohl im ganzen päpstlichen Europa hätte prinzipiell einheitlich beschaffen sein sollen, die aber schon innerhalb Deutschlands – gemessen am Erstdatum des Auftretens eines Offizials – krasse, ganz gewiß nicht zufällige Unterschiede oder präziser: ganz klare Gefälle-Strukturen aufweist²³⁾. f.) Jedoch führten jene vorhin genannten Ausgleichsvorgänge, im Ablauf des ganzen Mittelalters und darüber hinaus, soweit man sie heute schon beobachten kann, offenbar zweierlei Tatbestände *nicht* herbei, die gleichsam unerledigt der Neuzeit oder gar der Moderne überliefert wurden: Sie schufen erstens nicht einen sehr weitgehenden oder gar gänzlichen Ausgleich, so daß die Metapher von dem von Westen nach Osten bestehenden Schräg-Geneigtsein der deutschen (und europäischen) Realitäten und desgleichen des von Süden nach Norden hin ebenfalls bestehenden Schräg-Geneigtseins dieser beiden Realitäten nicht gegenstandslos wurde oder wird. Zum zweiten schufen alle diese Vorgänge keine dauerhaft kraftvolle Zentrallandschaft und keine dauerhaft kraftvolle Metropole annähernd in der Mitte des Reiches, wie man sich dies gleichsam als Theoretiker des Gemeinwesens wünschen mag. Aus sich selbst heraus entstand also im Reich kein neues Zentrum in seiner Mitte, das – wie wir nun schon sehen – europäischen Entwicklungstatbeständen bzw. -prozessen gleichsam hätte entgegenarbeiten müssen. Dergleichen war offenbar ernstlich nicht möglich. Nicht möglich war es schon angesichts des Vergleichs der beiderseits – in der »Zivilisationsgeschichte« einerseits und in der deutschen politischen und Verfassungsgeschichte andererseits – bestehenden Mittel und Möglichkeiten. Manchmal und in glücklichen Fällen brachte solches der »Zufall« der Koinzidenz dieser beiden Kräftespiele zustande (London, Paris). So war die politische Wirkung jener späteren Ausgleichsvorgänge auf die Zentralität und damit auch auf die Ganzheit der

22) Eines Fürsten Traum. Meinhard II. Das Werden Tirols, Dorf Tirol Innsbruck 1995; Comunicazione e mobilità nel Medioevo, hg. v. SIEGFRIED DE RACHEWILTZ und JOSEF RIEDMANN, Bologna 1997 (Annali dell' Istituto storico italo-germanico 48).

23) INGRID MÄNNL, Die gelehrten Juristen in den deutschen Territorien im Spätmittelalter, Diss. Gießen 1987.

deutschen Geschichte zwar beachtenswert, aber beschränkt, jedenfalls solange das Mittelalter andauerte – partiell wohl bis heute²⁴). Oder auch bildlich und diesmal für den ganzen Kontinent gesprochen: Die mittelalterliche Entwicklungsgeschichte Europas scheint die deutschen Grenzen durchquert zu haben, als ob sie nicht bestünden – und zwar am Anfang und am Ende unseres Zeitraums in nicht sehr verschiedener Weise.

Daneben stellt sich eine zweite nicht ganz geläufige Aussage über unsere ältere Geschichte ein: Das Reich hat Europa im Mittelalter ganz gewiß nicht »umgepolt«. Wenn unser Land je den ganzen lateinischen Kontinent verändert hat (gemeint sind jetzt nicht die in der Tat tiefgreifenden, aber europageschichtlich geurteilt nur partiellen Wandlungen, die Deutschland, präziser gesagt sein Norden, jahrhundertlang und eindrucksvoll in dem – allerdings am »jüngsten« und daher am bescheidensten entfalteteten – Nordostviertel Europas herbeigeführt hat), so nicht vor seinem »technischen« Zeitalter seit etwa 1450: Die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern war wohl in der Tat das erste wirklich ausgreifend »weltverändernde« Ereignis, das seinen Anfang eindeutig in Deutschland (linksrheinisch!) nahm (siehe unten). So haben es schon die Zeitgenossen verstanden und gerühmt²⁵). Weitere analoge Tatbestände der Technik traten hinzu. Das zweite Milieu dieser Art war das kirchliche, von der Einrichtung des Fronleichnamfestes über Mystik und »Devotio moderna« zu Papst Hadrian und zur Reformation. Städtewesen, Politik, Verfassung, Bildungswesen aus Deutschland blieben – wieder ganz generell europäisch gesehen – fast stumm, wieder abgesehen von partiellen, nur ostwärts und nordwärts gerichteten Wirkungen.

Auf der Tagung waren Bezugsgruppen für das Fragen nach Entfaltung und Transfer immer wieder ausgewählte Minderheiten oder Eliten. Man muß das nicht fürchten. Was sie taten oder unterließen, ist für unser Interesse durchaus signifikant. Kein Fall ist uns z.B. aus dem Mittelalter bekannt, dass ein erstgeborener Fürstensohn aus dem »Älteren Europa« zur Erziehung in das »Jüngere Europa« entsandt wurde, und es ist uns auch nicht bekannt, daß (über extrem wenige »Irrläufer« hinaus) Normalstudenten aus dem Süden oder Westen des Kontinents östlich des Rheins oder nördlich der Donau signifikant studiert hätten. In umgekehrter Richtung waren es etliche, viele oder unzählige. Es war wieder eine »Abstimmung mit den Füßen« bzw. für Wohlhabende »zu Pferde«, wohl abermals bis zum Ende des Mittelalters und deutlich darüber hinaus, beim Studium bis ins frühe 19. Jahrhundert.

Ein weiteres Mal mit anderen Worten: Nach einer einprägsamen Formulierung Karl Haucks ist das Fränkische Reich den langen Weg von einer Randkultur hin zum »Karolingischen Europa« gegangen – und, so kann man hinzusetzen, es ging das kommende römisch-deutsche Reich aus einer kulturellen Randsituation oder besser aus einer randlichen

24) PETER MORAW, Deutsche Hauptstädte im Mittelalter, in: Deutsche Hauptstädte. Von Frankfurt nach Berlin, hg. v. BERND HEIDENREICH, Wiesbaden 1998, S. 9–28.

25) MORAW (wie Anm. 3), S. 398ff.

Kernsituation des Frankenreiches hervor²⁶). Der Ablauf der deutschen Geschichte des Mittelalters hat wie gesagt an dieser Lage nur sehr zögernd etwas geändert. Natürlich lag Deutschland nicht mehr politisch am Rand, als die Gebiete des mittleren und des östlichen Mitteleuropas entweder Teile des Reiches geworden waren oder sich – wie Nordeuropa – im Rahmen ihrer Entfaltungsmöglichkeiten diesem Reich entwicklungsgeschichtlich anzunähern suchten oder annähern mußten. Es gab aber nur schemenhaft, rasch vorübergehend und sehr spät Ansätze zu einer Mittelpunktspedition Deutschlands im ganzen päpstlichen Europa, vor allem während der großen Konzilien des 15. und 16. Jahrhunderts (von Konstanz bis Trient), das heißt wiederum sehr spät. Viel eher zeigt etwa die Nations-einteilung des Konzils von Konstanz (1414–1418) etwas Polarisierendes²⁷), daß nämlich dessen »Deutsche Nation« praktisch das ganze »Jüngere Europa« umfaßte (samt Schottland und Skandinavien und ohnehin das lateinische Osteuropa), aber nur die politisch deutsch gewordenen Teile des weiterhin geistig-geistlich führenden »Älteren Europa« mit einschloß. Dessen »Nationen« traten als Mehrheit oder erdrückende Mehrheit, wie es auch der zivilisatorischen Lage entsprach, dem gleichsam von Deutschland geführten minderheitlichen »Jüngeren Europa« gegenüber. Ein Deutscher oder »Jüngerer Europäer« wurde trotz des Einsatzes und der Erfolge König Sigmunds nicht zum Papst gewählt.

Damals und schon zuvor war ein »modernes« außenpolitisches Kräftespiel²⁸) mit vollem Einsatz und hoher interner und externer Machtentfaltung nur in den beiden Hauptbereichen des »Älteren Europa« zu Hause: ein französisch-englisches Gegenüber im Westen und ein System mit Subsystemen in dem längere Zeit von den Anjou dominierten Mittelmeerraum. Die beiden »außenpolitischen« Systeme des »Jüngeren Europa«, die beide von Deutschland aus oder besser von einzelnen Kräften aus Deutschland geleitet wurden, waren viel altertümlicher: das vom Haus Luxemburg und später noch deutlicher vom Haus Habsburg beherrschte System Österreich-Böhmen-Ungarn-Polen, halb dem Reich und später zu drei Vierteln den Habsburgern zugehörig, und das Ostseesystem. Dieses wurde vom südlichen Meeresrand aus, von den deutschen Ostseeherzogtümern und von der Hanse, angeführt. Es waren politisch gesehen überwiegend dynastische, im 15. Jahrhundert schon altmodisch werdende Systeme.

Nur wenn man, wie in dieser Doppel-Tagung programmgemäß geschehen, die mediterranen Impulse beiseitelässt, kann man übergehen oder gar übersehen, wie stark die ganze Breite der West-Ost-Schrägneigung gleichsam zum Süden hin verschoben war. Das ottonische Jahrhundert war kurz und blieb ohne allzuviel zivilisatorische Nachwirkung in seiner Heimat. Die große Politik des späten Mittelalters war in Oberdeutschland zu Hause. Die Konzilsorte lagen weit im Süden, die Donau wurde als Achse immer wichtiger und nicht so

26) Vgl. den Beitrag von RUDOLF SCHIEFFER in diesem Band.

27) MORAW (wie Anm. 3), S. 368ff.

28) Vgl. den Beitrag von MARTIN KINTZINGER in diesem Band.

sehr irgendeine Strecke nördlich der Mittelgebirge, wo es dergleichen nur als Straße und noch weiter nördlich als Meeresroute hätte geben können. Bei allem Respekt vor der Geschichte der Hanse darf man niemals vergessen, daß das Meer der Lübecker gemäß den damaligen Klima- und Verkehrsverhältnissen ungefähr ein Viertel oder gar ein Drittel des Jahres unpassierbar war – eine Lähmung des überlokalen Lebens, die im begünstigten und »modernen« Süden und Westen Eurogas gänzlich unvorstellbar gewesen wäre.

Als letzter Faktor der räumlichen Betrachtungsweise unseres Themas sei erwähnt, daß im späteren Mittelalter ein einigermaßen integratives politisches Leben als Existenzbedingung für eine funktionierende Monarchie postuliert werden sollte. Dazu wird man sich schon angesichts der kommenden Epoche des neuzeitlichen Mächteeuropa das Recht nehmen; auch dieses Zeitalter hat Anspruch auf eine angemessene Vorgeschichte. Europa war mit sehr wenigen Ausnahmen ein Kontinent von Monarchien auf aristokratischer Basis. Jene Bedingung des politischen Lebens war wohl nirgends voll erfüllt, nicht ganz im Süden Frankreichs im Hinblick auf seinen Norden und erst recht nicht in der nördlichen Peripherie von Schottland bis Skandinavien. Schwierigkeiten gab es auch bei uns. Ein einigermaßen integratives politisches Leben, welches das so unterschiedlich gestaltete Reich erfaßt hätte, ist auch im späteren Mittelalter unter Ausnahmebedingungen leichter zustande gekommen denn als Normalfall²⁹⁾. Das Ringen der Großdynastien miteinander ließ dies im Jahrzehnt vor 1350 im Gegenüber der Häuser Luxemburg und Wittelsbach (samt dem Eingreifen des Papsttums) eintreten, als wirklich vom Alpensüdrand bis zur Ostsee – als Süd-Nord-Phänomen – Polarisierungseffekte eintraten. Viel dauerhafter war die stumme Polarisierung des Reiches, gewiß schon stauferzeitlich, zwischen einem im Hinblick auf das Ganze gesehen politisch oft oder meist passiven, gleichwohl loyalen Norden und dem Theater der großen Politik im Süden, mit einer Sonderrolle wieder des Niederrheins. Abgesehen vom Rhein im Westen, dem großen Glücksfall, der die deutsche Geschichte auf die Dauer wohl erst hat möglich werden lassen, war der weiter östlich situierte Süd-Nord-Austausch vor dem 16. Jahrhundert eher schwach entwickelt, ist zum Beispiel eher als von Böhmen aus jeweils nördlich und südlich gerichtet zu verstehen denn als durchgehend verlaufend³⁰⁾. Die dritte große Polarisierung war endlich eine, die sich in West-Ost-Richtung darstellte. Es war die abstrakteste und »modernste« Polarisierung. Im 14. und 15. Jahrhundert gab es nämlich offenkundig (wohl seit 1338 und seiner Vorgeschichte, dann 1356, 1400 usw.) einen Verfassungsdialo g zwischen dem Rheinland, diesmal vor allem als Mittelrhein hervortretend, als »Verfassungslandschaft« mit quasi-konstitutionellem Denken einerseits und ei-

29) MORAW, (wie Anm. 3).

30) Dieser Feststellung widersprechen nicht die neuen begrüßenswerten Arbeiten zur Integration des Nordens. Sie analysieren zeitlich späterliegende Phänomene und können nicht berücksichtigen, daß die »Verdichtung« im Süden inzwischen noch schneller voranschritt. Vgl. Die Integration des südlichen Ostseeraumes in das Alte Reich, hg. v. NILS JÖRN und MICHAEL NORTH, Köln Weimar Wien 2000 (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 35).

nem »konstitutionell« weniger interessierten Osten andererseits, der dafür die politisch-militärische Macht besaß. In diesem Fall wird man den Westen zwar als Verfassungsjurist, nicht aber als Machtpolitiker als »moderner« bezeichnen, denn dieses »konstitutionelle« Tun war wohl in erster Linie kompensatorisches Verhalten des Schwächeren.

Unter dem Aspekt der West-Ost-Richtung ist es hie und da möglich, auch einzelne in dieser Blickrichtung benachbarte deutsche Landschaften oder gar diese selbst in ihrem Inneren näherungsweise komparatistisch zu betrachten, etwa die Weser-Elbe-Region im Vergleich zum Niederrhein. Auch das ist wichtig für die innerdeutsche Geschichte. Die Experten der ottonischen Geschichte werden lobend auf sächsische Dome und Pfalzen hinweisen, die Kenner des 14. und 15. Jahrhunderts aber haben Niedersachsen im Hinblick auf den Papsthof als Peripherie bezeichnet und wissen, daß von dort, nicht etwa aus dem deutlich dichter bevölkerten und besser entwickelten Rheinland die relativ meisten Lehrer und Studenten an die neuen Prager Universitäten gingen. Prag war billiger. Am Rhein, im Südwesten und im Süden, wo man sich mehr leisten konnte, sah man weiterhin in erster Linie nach Frankreich und Italien. Der ganze Niederrhein war, wie man vom Papsthof herblickend zeigen kann, die deutlich steuerkräftigste und demgemäß wohl auch – mit Abstand – wohlhabendste Landschaft des nordalpinen Reiches³¹⁾. Dessenungeachtet zeigt die niederländische Forschung, daß zwischen Flandern im Westen und dem angrenzenden Herzogtum Brabant ein klarer Entwicklungsabstand zu Lasten des östlichen Landes bestand, den man etwa auf ein halbes Jahrhundert beziffert hat. Die Grafschaft Holland kam noch »später«. Brabant seinerseits, im äußersten Nordwesten des Reiches gelegen, war sehr wahrscheinlich sein höchstentwickeltes Fürstentum und zwar offenbar schon längere Zeit. Denn die Herzöge wiesen ein Konnubium auf, das demjenigen der Staufer gleichrangig war und das das Heiratsniveau der übrigen Reichsfürsten klar übertraf³²⁾. Ein letztes Beispiel, diesmal innerhalb eines Territoriums: In der Mark Brandenburg war bei einer West-Ost-Längenerstreckung von ungefähr 300 km (bei halb so großer »Breite« oder »Höhe«) zwischen den Aussengrenzen der Altmark im Westen und der Neumark im Osten der Status dieser beiden und der dazwischenliegenden Einzellandschaften in vieler Hinsicht beträchtlich unterschieden, jedoch gemäß unserer »Regeln« und bestimmt nicht »zufällig«, wie man heute schon zeigen kann. Berlin, in dem sich nach und nach die Kräfte der Dynastie bündelten, lag entwicklungsgeschichtlich geurteilt etwa in der Mitte³³⁾. Gleichsam als Gegenpol hat Michel Parisse in diesem Band die Entwicklung (Groß-)Lothringens vornehmlich im Hochmittelalter und unter intensiver Berücksichtigung der Sprachgrenze

31) CHRISTIANE SCHUCHARD, Die päpstlichen Kollektoren im späten Mittelalter, Tübingen 2000 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 91).

32) PETER MORAW, Das Heiratsverhalten im hessischen Landgrafenhaus ca. 1300 bis ca. 1500 – auch vergleichend betrachtet, in: Hundert Jahre Historische Kommission für Hessen 1987–1997, hg. v. WALTER HEINEMEYER, Bd. I, Marburg 1997, S. 115–140.

33) Akkulturation und Selbstbehauptung, hg. v. PETER MORAW, Berlin 2001.

zwischen dem deutschen und dem französischen Kulturraum dargelegt³⁴). In praktisch allen Bereichen des Lebens drang hier eine »Okzidentalisation« unwiderstehlich vor, vornehmlich westlich der Sprachgrenze.

So war, um diesen Punkt zusammenzufassen, Deutschland damals in der Tat ein kleines Europa. Es war wie dieses in seiner Binnenstruktur zugunsten des Westens und auch des Südens unterschiedlich oder sehr unterschiedlich beschaffen. Ergänzend, wie schon einmal, formuliert: Die innerdeutschen Unterschiede setzten sich, soweit man bisher sieht, in nicht wenigen und zwar signifikanten Fällen auch über die Grenzen des »großen« Deutschland von damals hinaus kontinuierlich fort und dürften daher insoweit wirklich entwicklungsgeschichtlich, nicht einfach politisch oder ethnisch fundiert oder mitfundiert gewesen sein.

3. Neben das Problem des Umgehens mit dem Raum tritt das Problem des Umgehens mit der Zeit. Auch hierfür müssen die Quantitäten so bemessen sein, daß man sie forschungspraktisch handhaben kann. Idealerweise wird man das ganze Zeitalter von der Karolingerzeit bis ins 16. Jahrhundert hinein ins Auge fassen. Was davor liegt, bleibt notwendige und grundlegende Vorgeschichte. Für die frühe Neuzeit und für die Moderne greifen realgeschichtliche Tatbestände und geschichtswissenschaftliche Auffassungen immer mehr ineinander.

Innerhalb und am Rand der Vorgeschichte ist es für unser Fragen nicht unbedingt entscheidend, ob im Einzelfall das Römische Reich der Spätantike oder das Frankenreich formend mitgewirkt und weitergewirkt haben. Das kann man wohl schon angesichts zahlreicher Übernahmen und Nachahmungen der Franken und ihrer Nachbarn nicht immer klar unterscheiden. Wir erinnern an eine Aussage auf der zweiten Tagung, die man wohl bis tief in das späte Mittelalter Europas und in die frühe Neuzeit Deutschlands hinein verlängern und verallgemeinern kann: »Letzte Instanz war die Antike«. Hilfreich scheint es daher zu allererst, denjenigen räumlichen Bereich, den einst das spätantike römische Reich eingenommen oder geformt und mitgeformt hatte, von den Gegenden zu unterscheiden, die nie nennenswert mit diesem Reich zu tun gehabt haben. Das ist der Anfangs- und Ausgangspunkt der Differenzierung eines »Älteren Europa« und eines »Jüngeren Europa«, dessen Grenzzone dann wohl vom zehnten Jahrhundert an (für die Perspektive unserer Doppel-Tagung) ostwärts gewandert ist. Wir geben also für diese Fragestellung eine Periodisierung auf, die gerade Heinz Schilling im zweiten Band einer neuen vierteiligen Geschichte Europas wieder ins Gespräch gebracht hat und die der »Zeitschrift für historische Forschung« teuer ist. Sie führt bekanntlich spätes Mittelalter und frühe Neuzeit zusammen, Schilling datiert von 1250 bis 1750³⁵).

34) In diesem Band.

35) HEINZ SCHILLING, Die neue Zeit (Siedler Geschichte Europas), Berlin 1999.

Gemäß dem Charakter eines generellen Raisonnements machen wir auch zur Chronologie nur wenige konkrete Anmerkungen und beziehen uns eher auf Abstraktes. Die beträchtlichen Ungleichartigkeiten innerhalb des merowingischen und des karolingischen Reiches stehen am Anfang. Gleichwohl gab es eine fränkische Geschichte, die niemals karolingisch gewesene Gebiete als etwas anderes oder ganz anderes als diese selbst erscheinen läßt. Nichtkarolingisches war aus der Perspektive des (lateinischen) Kultur-Europa von heute meist peripher oder halbperipher (eine nützliche Bereicherung der Terminologie aus der Frühneuzeitforschung). Rudolf Schieffer legte dar, daß die östlichen Reichsteile und die Slawenregionen im Jahr 822 gleichwohl als Gesamtheit wahrgenommen wurden, also auch Christen und Heiden gemeinsam, und zwar vom Zentralraum zwischen Loire und Rhein aus gesehen³⁶). Es war die zeitgenössische Art, ungeachtet politisch-militärischer Grenzen »entwicklungsgeschichtlich« zu formulieren. Was ihrer Herrschaft rechts des Rheines dienlich war, haben die Könige gewiß gefördert. Sie und ihre Franken und neben ihnen Baiern und Alamannen waren an Rhein und Donau Erben Roms³⁷), als Ergebnis der außerhalb unseres Themenbereichs gelegenen ersten fundamentalen Akkulturation in unserer Chronologie – unter Einschluß der »Modernisierungswelle« der Christianisierung.

Die zweite Akkulturation, diejenige der Mitte Europas im damaligen Status »weithin eines Entwicklungslandes« (Johannes Fried)³⁸) oder mit gewissermaßen prähistorischen Zuständen (Rudolf Schieffer), vollzog sich als langgestreckte Synthese römisch-fränkisch-baierisch-alamannischer Lebenswelten einerseits und restgermanischer bzw. später slawischer und baltischer Lebenswelten andererseits. Niemand bestreitet, daß auch diese Vorgänge etwas waren, zu dem prinzipiell beide Seiten beigetragen haben. Ganz gewiß kann man aber das Handeln auf beiden Seiten nicht im mindesten gleichrangig nennen. Das hieße die Lebenswelt, wie sie heute noch besteht, und deren Geschichte nicht zur Kenntnis nehmen. Die christliche Kirche zum Beispiel mußte auf kürzere oder längere Sicht einige Kompromisse eingehen, eine Mischreligion aber gab es nicht.

Wie der langdauernde, ungleichmäßige und gleichwohl ebenfalls in der Gegenwart zu einem vorläufigen Ziel gekommene Weg zum Staat im hohen und späten Mittelalter beschaffen gewesen und wie er hier und dort in Europa unter entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten zu beurteilen sei, das stand im Mittelpunkt des historischen Fragens im Angesicht der nachkarolingischen Zeit. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß die »ottonischen Neuanfänge« derzeit viel diskutiert werden, scheinen doch im zehnten Jahrhundert erstmals ansehnliche autochthone Merkmale oder jedenfalls anderes als Hochkarolingisches erkennbar zu sein. Allerdings kann das Prächtigeste, wenn Chronologie und Interpretation der Kaiserkrone zutreffen, und sicherlich manches andere abermals nicht als einheimisch-

36) Vgl. RUDOLF SCHIEFFER in diesem Band.

37) Die Römer in Bayern, hg. v. WOLFGANG CZYSZ u. a., Stuttgart 1995; THOMAS FISCHER, Die Römer in Deutschland, Stuttgart 1999.

38) Wie Anm. 3, S. 387.

»deutsch« gelten, sondern wie fortan sehr häufig als italienisch³⁹⁾. Seit dem späteren elften und gewiß seit dem zwölften Jahrhundert setzte wiederum, vorzüglich in den Bereichen des Regierens und Verwaltens und von Bildung und Wissen (und ohnehin bei Religion und Kirche), etwas Neues ein. Es kann erstmals und von nun an auf Dauer unter dem Aspekt der europäischen Monarchie als Hauptträgerin der politischen Zukunft betrachtet werden. Nun traten Unterschiede zwischen dem Westen und der Mitte des Kontinents, wiederum zugunsten des Westens, immer deutlicher zu Tage, die wir im Detail nicht wieder aufgreifen müssen⁴⁰⁾. Wir sollten sie auch nicht, aus welchen respektablen Einzelgründen auch immer, relativieren, sondern nachdrücklich würdigen, schon weil sie die neuzeitliche Zukunft Mächteuropas bestimmt haben – eines oder besser des maßgeblichen Etiketts der Geschichte des Kontinents bis tief in die Moderne hinein.

Was vorerst ausgleichend gewirkt hat, allerdings in einem forschungspraktisch-vergleichend noch nicht abgeklärten Maß, war ein zweiter Wesenszug dieser Monarchien oder zunächst Monarchen: ihr aristokratischer Habitus. Spätestens seit dem 13. Jahrhundert entstand eine einzige Welt des vornehmen Adels, der sich gegenseitig akzeptierte und sich gemäß ähnlicher Wertmaßstäbe zu verhalten schien, wenn auch mit unübersehbaren Schattierungen⁴¹⁾.

Man mag es eine Ironie der Geschichte nennen, daß diese aristokratische Haltung gerade die Mitte Europas durch und durch prägte, obwohl ihr Adel nicht unbedingt als der feinste galt. Mitgestalterin dieses Teils des Kontinents war bis ins 18. oder gar 19. Jahrhundert hinein jedenfalls die Tatsache, daß eben diese intensiv-schlichte Spielart des »Feudalismus« in ihrem Lebensraum anderen wesentlichen Merkmalen oder Prozessen des mittelalterlichen Europa entgegenstand, vor allem seiner spezifischen Wissensgesellschaft und der Modernisierung von Kirche und Staat. Fachkundigeren Leuten geringerer Geburt wurden die Plätze weggenommen, und sie hatten weniger zu sagen als anderswo. Das bleibt erwähnenswert, selbst wenn ganz generell festzustellen ist, daß immer »moderneres« Regieren und Verwalten kaum um seiner selbst willen, sondern als Nebenzweck monarchisch-aristokratischer Selbstbehauptung und Rangerhöhung herangewachsen war. Im wesentlichen erst nach dem Ende des Mittelalters hat sich jenes dann verselbständigt und seinen Mutterboden hinter sich gelassen.

Die Unterschiede beim Regieren und Verwalten in Europa prägten wegen ihrer politischen Bedeutung das wissenschaftliche Umgehen mit dem Zivilisationsgefälle und der Transfer- und Akkulturationsproblematik fundamental und machten sie bei uns unpopulär. Der Begriff der »Verspätung« (Deutschlands oder des ganzen »jüngeren Europa«), der zum Zentralbegriff heimischer Entwicklungsgeschichte hätte werden können, hatte nichts

39) Ottonische Neuanfänge, hg. v. BERND SCHNEIDMÜLLER und STEFAN WEINFURTER, Mainz 2000. Darin HERMANN FILLITZ, S. 352.

40) Vgl. den Beitrag von TIMOTHY REUTER in diesem Band.

41) ULF DIRLMEIER u. a., Kleine deutsche Geschichte, Stuttgart 1995.

Schmeichelhaftes an sich. So kam gar nicht zur Sprache, daß die Themen »Merkmale der maßgeblichen Eliten« und »Urbanität« in unserem Zeitalter ganz ähnlich wie die Staatsfrage beschaffen waren. Erst in jüngster Zeit ist mit mehr Nachdruck davon die Rede, daß die breiten Rahmendaten der Hauptpartnerin und Hauptvergleichsinstanz, der französischen Monarchie, günstiger oder viel günstiger lauteten als bei uns, jedenfalls solange die materielle Welt agrarisch fundiert war, die soziale Welt mobiler war als bei uns (erst recht in Italien), die geistige Welt auf antiken Voraussetzungen beruhte und vielfach das Glück mit den Capetingern-Valois gewesen ist. So konnte die »Verspätung« schwerlich nur punktuell gewesen sein.

Was setzten die Deutschen dieser Situation entgegen, oder besser: Wie kann man sich den Kontinuitätserfolg ihrer Geschichte einleuchtend vorstellen, da es doch ganz abgesehen von der gerade angesprochenen Frage der Rahmenbedingungen soviel dynastisch-räumliche Diskontinuität an der Spitze gab und der Begriff »deutsch« vor dem 15. Jahrhundert kaum akzentuiert politische Inhalte in sich barg? Grundlegend war ein Tatbestand der Ereignisgeschichte samt der Erinnerung daran: das ottonische Erneuern des römisch-antiken Kaisertums im Jahr 962, damit auch – wenn auch wohl nicht intensiv genug – das Erneuern des Kaisertums Karls des Großen von 800; Rom, der Papst und die mediterrane Welt mögen attraktiver gewesen sein als Aachen. Wie dem aber auch im Detail gewesen war, diese Positionierung des ostfränkisch-deutschen Schicksals und bald auch speziell der deutschen Geschichte war europa- oder gar weltgeschichtlich wohl einmalig und uneinholbar oder, anders formuliert, ebensowenig wiederholbar wie in ganz anderer Weise die glückliche Landesnatur Frankreichs und der biologische Erfolg seiner Doppeldynastie. Das bleibt auch dann richtig, wenn man bei uns erst nach und nach zur vollen Bewußtheit gelangte und selbst dann, wenn erst Kaiser Karl IV. im Jahr 1346 die spezifische »Verwertung« des christlichen Heilsgeschehens mit Hilfe des Evangelisten Lukas (2,1) auf den Begriff gebracht hat, in Gestalt dieses uneinholbar höchstrangigen »Verfassungsartikels« der Christenheit. So konnte auch die Goldene Bulle von 1356, abermals konkurrenzlos, vor aller irdischen Zeit verankert werden: im Konflikt der guten Engel mit den bösen⁴². Mag man es im strengen Sinn kaum beweisen können, wie so vieles andere Wesentliche, so liegt es doch sehr nahe anzunehmen, daß die bekannten annähernd analogen Anstrengungen des französischen Königs Antworten auf den Nachbarn im Osten und von kompensatorischer Natur gewesen sind. Gemäß der glückhaften dynastisch-räumlichen Kontinuität der westlichen Krone haben sie ihre Wirkung getan.

Auf das Kaisertum vermochten die Deutschen sehr stolz zu sein, gerade weil es nicht eines ihrer Völker oder einen ihrer Stämme bevorzugte, sondern gleichsam neutral blieb. Aus diesem Stolz entfalteten und nährten sie ihr Eigenbewußtsein, als »Leute des Kaisers«, – neben den trivialen, aber wirksamen Motiven des Zusammenbleibens aus Gewohnheit, des

42) MORAW (wie Anm. 3), S. 389ff.

jahrhundertelangen Unangefochtenseins seitens möglicher Feinde und der Ablehnung des Fremden. Vielleicht kann man ganz generell vermuten, daß sich die Existenz der Deutschen an und für sich eher ereignisgeschichtlich oder gar durch »Überraschungen« befestigt hat – ohne viel Hilfe aus der Thematik unserer Tagungen. Hingegen mochten die Franzosen, als man einmal mit deren monarchischer Organisation begonnen hatte, aus einem langfristig wohlgenutzten »natürlichen« Potential schöpfen, eben aus dem »süßen Frankreich«. Zwei jener »Überraschungen« gehören ins Mittelalter: eben das Kaisertum von 962 (auch auf der Basis erfolgreicher Feindesabwehr) und die Manifestation technischer Höchstleistungen im 15. Jahrhundert, zumal die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Gerade diese Innovation, die Europa im Nu durchdrang, hat bei uns einen kräftigen Bewußtseinsschub mit sich gebracht, der dann in weitere »nationale Bewegungen« einmündete⁴³).

Unsere Abschweifung oder eher »Abschweifung« mag aufzeigen, wenn es noch nötig ist, daß die entwicklungsgeschichtliche Perspektive weder für sich allein ein zeitlich lückenloses Erklärungsmodell anbieten kann noch ohne den Rekurs auf ganz andersartige Betrachtungsweisen oder »Zugriffe« auskommen möchte. Wünschenswert ist Kooperation schon ganz elementar angesichts der Lückenhaftigkeit der Quellen und weil das historische Material bekanntermaßen von einer Vielzahl von Motiven gespeist wird und von zahlreichen speziellen Abhängigkeiten zeugt. Läßt man auch nur einen Faktor außer acht, so kann es schnell zum Irrtum kommen, den man dann im günstigen Fall als Anstoß zu besserer Erkenntnis aufgreifen mag.

Ein schönes Beispiel dafür bietet die zunächst schockierende Feststellung, daß der äußere Niederrhein, das heißt wie gesagt eines der beiden bedeutsamsten Wirtschaftszentren des lateinischen Europa, wenigstens partiell aus der bekannten Normalchronologie spätmittelalterlicher Konjunkturen und Krisen herausfällt. Die Depression in Flandern erreichte erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Tiefpunkt, als vielfach sonst schon eine ernsthafte Erholung eingesetzt hatte⁴⁴). Vermutlich wird eine Klärung in der Richtung stattfinden können, daß die weitgespannte, fachlich zweifelsfreie »Normsituation« als binnenkontinentale Lage identifiziert wird, die zu unterscheiden sei von einer maritim basierten. Der Faktor »Zeit« weist damit auf den Faktor »Raum« zurück.

Von solchen Sorgen bleibt jedoch der Tatbestand unberührt, dass eine große oder sehr große Anzahl anderer, vorzugsweise kulturgeschichtlicher Prozesse des Kontinents sich eindeutig nach Ort und Zeit so zusammensehen lässt, dass man den Ursprung des jeweiligen Phänomens in Europa deutlich machen kann und dass sich sein »Weg« durch den Kontinent entlang der uns im Grundzug schon bekannten Ausbreitungsrichtungen feststellen

43) Vgl. oben Anm. 23.

44) ERIK AERTS/EDDY VAN CAUWENBERGHE, Die Grafschaft Flandern und die sogenannte spätmittelalterliche Depression, in: Europa 1400, hg. v. FERDINAND SEIBT/WINFRIED EBERHARD, Stuttgart 1984, S. 95–116.

lässt. Das kann man beispielsweise für die verschiedenen Phänomene des Rittertums oder der ritterlichen Kultur im weitesten Sinn vom Minnesang bis zum Turnierwesen aufzeigen. Es gibt dabei insgesamt wichtigere und weniger wichtige Phänomene, die man zu unterscheiden nie vergessen sollte. Besonders wesentlich sind und bleiben wie erwähnt die Fragen nach der Bevölkerungssituation oder speziell der Bevölkerungsdichte und -verdichtung und die Frage nach der Urbanität. Was die Verknüpfung solcher Phänomene mit der politischen Geschichte samt der Unterscheidung von Fundamentalem und Akzidenziellem betrifft, so ist hierfür wohl bisher die »Kleine deutsche Geschichte« von Dirlmeier und anderen am weitesten vorangekommen⁴⁵⁾.

Der vielleicht risikoreichste Versuch, das Zeitproblem angesichts unseres Rahmenthemas unter die Lupe zu nehmen, bezieht sich auf die Frage nach der Geschwindigkeit des Fortschreitens der über das nordalpine Kontinental-Europa hinwegziehenden großen Konjunkturwenden des 14. und 15. Jahrhunderts. Es handelt sich mehr um eine Vermutung als um eine Tatsache; doch wäre, wenn sie überwiegend zuträfe, etwas Wesentliches gewonnen. Die Vermutung besagt, dass sich jene Wendezeit, die die Aufbruchsepoche Europas im 13. Jahrhundert – von der besonders die Franzosen sprechen – beendete, geographisch gesehen verhältnismäßig langsam fortbewegte und vom Westen (beginnend am Atlantik vor 1300) bis in den Osten des päpstlichen Europa (in Ordenspreußen um und nach 1400) länger als ein Jahrhundert benötigte. Die nächstfolgende Konjunkturwende zum Besseren, die in großen Teilen Europas das »lange« 16. Jahrhundert beginnen ließ, ist offenbar deutlich rascher vorangekommen, innerhalb ungefähr einer Generation von 1450/1460 an bis ungefähr 1480, wieder in derselben Richtung (ohne Flandern, wie wir schon wissen). Vielleicht deutet die Beschleunigung der zweiten »Wende« – jedenfalls innerhalb des Reiches – auf ein bis dahin herbeigeführtes etwas höheres Maß an Integration oder gar Ausgeglichenheit hin. Für ein solches binnendeutsches Zeitalter der »Verdichtung« spricht inzwischen eine Anzahl verschiedener Indizien⁴⁶⁾.

4. Die Frage, welche Bestandteile von Transfer- und Akkulturationsgeschichte sowie von Zivilisations- und Entwicklungsgeschichte man bisher hat so recht verknüpfen können, ist eine Frage an diese Doppel-Tagung und an die vorausgegangene Forschung zugleich. Wir können sie nur noch knapp berühren und mit einigen Bemerkungen begleiten. Das Spektrum der Beiträge des Bandes dehnt sich von der Architektur- und Skulpturgegeschichte über Sprach- und Literaturgeschichte zur Geschichte im engeren Sinn, das heißt diesmal zur Verfassungs- und Nationsgeschichte, zur Adels- und Stadtgeschichte, zur Wirtschafts- und Universitätsgeschichte. Wahrhaft ein breites Spektrum, dank der Leistungen der Referenten und des Tagungsleiters. Wünschen muß man sich in der Tat, um unseren

45) ULF DIRLMEIER/ANDREAS GESTRICH/ULRICH HERRMANN u.a., *Kleine deutsche Geschichte*, Stuttgart 1995.

46) MORAW (wie Anm. 3), S. 389ff.

Hauptfragen nähertreten zu können, ein zuerst recht umfassendes, am Ende aber auch integrationsfähiges Konglomerat möglichst vielfältiger Auskünfte und Ansätze und sodann auch die Auslese von Schlüsselfaktoren. Also keine »histoire totale«, aber mehr als isolierte Gesichtspunkte. Man kann zur Flankierung daran denken, daß die in der frühneuzeitlichen Forschung ganz offen konstatierte fundamentale Rückständigkeit Rußlands zuerst als Faktum gesetzt wird, ehe man dann auf dieser Basis einen Einzelfall diskutiert.

Beginnen mag man aber unsere kleine Aufzählung mit etwas ganz anderem, bisher unerwähnt Gebliebenem, mit dem Hinweis darauf, daß bestimmte unterschiedliche zivilisatorische Lieblingsvorstellungen und Lieblingsfeindhaltungen innerhalb der einzelnen Nationen von heute ziemlich unreflektiert an unserem Thema teilhaben. Wir nennen ein Beispiel: die Skepsis vieler Deutscher und vieler deutscher Historiker gegenüber der wirklich großen Stadt – eine Skepsis, die anderswo in Europa und in Übersee in diesem Maß kaum bekannt ist. Ins Ausland reisend kann man sich jeweils das Vergnügen machen auszurechnen, wie groß Berlin (oder sinngemäß die eine oder andere ältere deutsche Metropole von Jahrhundert zu Jahrhundert) ausfallen müsse, wenn dieselbe Relation zur Gesamtbevölkerung bestünde wie bei der größten Stadt des gerade besuchten Landes. Fast immer stellen sich Berlin und ältere Zentren bei uns als viel zu klein heraus. Häufig müßte Berlin dreimal so groß sein, wie es derzeit ist, zumindest zweimal, manchmal auch viermal so groß. Die meisten Deutschen wären entsetzt. Wenn man sich aber vor Augen führt, wieviele transfer- und zivilisationsgeschichtliche Phänomene ursächlich mit der großen Stadt zu tun hatten und haben, so kann man die deutschen Realitäten und die deutsche Skepsis kaum anders denn negativ bewerten. Damit sei auch gesagt, daß man sich über eine einheitliche, notwendigerweise wertende Akkulturations- und Zivilisationsgeschichte Europas so leicht nicht wird in diesem Europa verständigen können.

Mit der großen Stadt stehen wir ganz nahe an der Basis des einschlägigen Fragens, das unseres Erachtens am Anfang auf Bemühungen gegründet sein müßte, Bevölkerungsdichte und Bevölkerungskonzentration als positive Phänomene zu identifizieren und nach Schätzwerten zu quantifizieren. Bevölkerungskonzentration oder als Spezialfall Elitenkonzentration (an Kirchen, Höfen, Residenzen und Hohen Schulen) war bekanntlich Voraussetzung für Arbeitsteilung, Spezialisierung für Tätigkeiten oberhalb der Urproduktion sowie für weitere soziale Differenzierung und bot Raum für Sondergemeinden, bei uns vor allem für die auf der Tagung kaum erwähnten Juden (Raum nicht nur zur Existenz, sondern für Wirkungen). Man kann auch von Akkumulationsfähigkeit von Menschen, Handlungsmacht und Geld sprechen. Überschuß und »Mehrwert« – je mehr umso besser vermutlich für das Fortschreiten der Zivilisationsgeschichte – brachten mit sich Müßiggang und vielleicht Luxusleben, aber auch geistige, bei uns im Mittelalter sehr lange Zeit primär geistliche Tätigkeiten. Besondere Herausforderungen richteten sich, wenn es sie gab, gerade an diese Gruppen. Bei uns sind daher neben den großen Städten und den herrscherlichen Elitenkonzentrationen die Kirchen- und Klösterdichte und nicht minder -größe und die Positionen der Bildungsgeschichte die wesentlichsten Interessenfelder – wie bisher in erster Li-

nie zu analysieren auf dem Weg über die prosopographische Methode sowie über die institutionellen und textlichen Produkte jenes Tuns. Daß bei uns (und noch später etwa in Ungarn) bestimmte Säkularisierungsprozesse für anspruchsvolle Positionen erst im 14. und 15. Jahrhundert eintraten, kann man ganz klar in einen europaübergreifenden Prozeß einordnen, der anderwo (im Süden und Westen) längst viel früher eingesetzt hatte. Über eine Gruppe besonderer von primärer Erwerbsarbeit freigestellter Personen verfügte der französische König monopolartig: über das erste stehende Heer der nachantiken Geschichte. Bald wird es eine Frage großer politischer Brisanz sein, ob sich Kaiser Maximilian einschlägig zu akkulturieren vermochte.

Wir nennen einige verfügbare Zahlen vorzugsweise aus dem 15. Jahrhundert, die vielleicht wenig bekannt sind. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte Brabants betrug 43 Personen je Quadratkilometer, im ganzen Reich vermutlich durchschnittlich 20 Personen, in Schlesien 10–12, in Polen 1–2. Fünfzig Prozent der deutschen Stiftskirchen lagen links des Rheins und am Rhein, fünfzig Prozent entfielen auf das übrige, unvergleichlich größere (nordalpine) Reichsgebiet. An diesem Verhältnis ändert sich bemerkenswerterweise nichts, wenn man die Neugründungen des 15. Jahrhunderts getrennt zählt. Köln allein besaß mehr Stiftskirchen als Böhmen und Mähren zusammengenommen. Die Stiftskirche (nicht Domkirche) von Xanten zählte 48 Kanoniker, das Meißner Domkapitel sieben. Solche Relationen kann man wohl verallgemeinern. Das Innovationspotenzial des Westens, meßbar wohl auch am Maßstab der verfügbaren Pfründen, ist im Vergleich zu anderen Teilen des Reiches demnach noch deutlich größer gewesen, als die bloße Anzahl der Kirchen angibt. Auch dieses besondere Phänomen, vielleicht auch weitere kirchliche Tatbestände, setzte sich offenbar nach allen Richtungen (auch nach Süden?) außerhalb der deutschen Grenzen recht kontinuierlich fort.

Natürlich wüßten wir gern mehr über die grundlegende agrarische Welt und ihre sozialen, technischen und wirtschaftlichen Veränderungen. Vorerst wissen wir einfach noch nicht genug. Umso wichtiger ist daher die konzeptionelle Entscheidung, die kleinen (und vielleicht auch noch mittleren) Städte fürs erste der agrarischen Welt zuzuordnen. Die entwicklungsgeschichtliche Position Deutschlands ändert sich zum Bescheideneren hin, wenn man sich dazu entschließt. Noch deutlicher tritt dann hervor, was man Innovationsraum⁴⁷⁾ nennt, und es zeigt sich dann auch die nicht allzu große Entfernung dieses Milieus von der politischen Geschichte. Lag es beispielsweise nicht nahe (unabhängig von allen Details des Handelns), dass sich der äußere Niederrhein im 15. und 16. Jahrhundert nach und nach von einem doch weiterhin sehr agrarisch-aristokratisch geprägten Mutterboden entfernte, als ein immer kompakter werdender, für sich erlebbarer Raum, als Raum auch im-

47) Innovationsräume, hg. v. RAINER C. SCHWINGES u. a., Zürich 2001 (Publikationen der Akademischen Kommission der Universität Bern).

mer mehr eigener Erfolge und eigener Probleme, die anders waren als die Erfolge und Probleme anderer?

Verbunden wurden unsere beiden sozialen Welten, die agrarische und die Agrarisches zivilisatorisch nutzende, durch auch von unten her (aus kleinen Städten und aus Dörfern) nachwachsende, wohl größer werdende Teilgruppen zunächst in und für Kirchen und Universitäten, später auch für Militär, Technik und Geldtechnik (jetzt abgesehen von der Selbstrekrutierung dieser Gruppen). Dort, wo soziale und institutionelle Phänomene als Aufstiegsphänomene zusammentrafen, besitzen wir Trefferchancen für das entwicklungsgeschichtliche Fragen. Es gibt dafür vorerst einige Schlüsselpositionen (Klerikerstellen unterschiedlichen Ranges) und einige Leitfiguren. Leitfiguren sind diejenigen, die durch mehrere Stationen hindurchgegangen sind, besonders die Studenten, die Inhaber von Kirchenpfründen geworden waren und dann gelehrte Juristen wurden. Wieviel das »staatliche« Milieu jeweils an solchem Personal hat akkumulieren können, ist ein wichtiger Parameter. Überschläglich formuliert (wir sagen: als Ausdruck des nur mittleren Zivilisationsstandes) zeigt sich bei uns nicht mehr als eine mittelmäßige, manchmal erschreckend geringe Akkumulationsfähigkeit für Menschen, Geld und Macht (meist kleine Höfe, meist kleine Städte und kleine Universitäten). Das bisher größte Maß an Konsequenz, das die Klassifizierung jeglicher deutscher Territorialherrschaft unter wenigstens einem ansehnlichen Aspekt möglich machen wird, bietet die inzwischen fast abgeschlossene Analyse von Zahl, Qualifikation und Position der gelehrten Juristen des territorialen Dienstes im ganzen nordalpinen Reich (von 1250 bis 1440) durch Ingrid Männl.

Wenn wir diese Punkte wenigstens andeuten, entfernen wir uns nicht im mindesten von der West-Ost-Thematik der Tagung – im Gegenteil, wir sind tief darin verankert. Was beispielsweise Gegenstand von Akkulturation hätte sein können, war das Verwaltungshandeln des Kaisers westlich der deutsch-französischen Grenze angesichts der königlichen baillis (Karl IV. hat dergleichen nach einiger Zeit der Anwesenheit am Ort offenbar aufgegeben oder auch gar nicht erst begonnen) oder auch zwischen konkurrierenden deutschen Territorien unterschiedlicher »staatlicher« Durchdringung. Mit enormer Krassheit fällt zum Beispiel die Graduierungsquote in den spätmittelalterlichen Stiftskapiteln ab, wenn man sich vom Mittelrhein lahnaufwärts – nach Osten – in das innere Hessen begibt⁴⁸⁾ (weniger »Bildungsnotstand« als Armut des Pfründenangebots, lautet unser Kommentar). Rahmenbedingungen im weitesten Sinn entfalteten hier ihre determinierende Kraft, weniger wohl Wollen oder Nichtwollen einzelner Führender. Sehr viel Umwälzendes in dieser Hinsicht zu bewirken war im deutschen 14. und 15. Jahrhundert gewiß nicht möglich. Alle deutschen gelehrten Juristen von damals zusammengenommen bildeten offensichtlich nur

48) PETER MORAW, Stiftspfründen als Elemente des Bildungswesens im spätmittelalterlichen Reich, in: Studien zum weltlichen Kollegiatstift in Deutschland, hg. v. IRENE CRUSIUS, Göttingen 1995, S. 270–297, bes. 289f. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 114, Studien zur Germania Sacra 18).

eine kleine Gruppe im Vergleich zu ihren französischen oder erst recht italienischen Kollegen. Wir werden das vielleicht punktuell einmal in Zahlen ausdrücken können.

All dieses stand unseres Erachtens abermals erkennbar im Kontakt mit der politischen oder politisch erlebbaren deutschen Geschichte. So gab es in der Tat im 14. und 15. Jahrhundert eine eigene deutsche Pfründenkirche, denn die in der Theorie annähernd kreisrunde Beschaffenheit der Pfründenkumulation der einzelnen deutschen Domherren brach abrupt ab an den Sprachgrenzen, so dass es sich hier idealiter gleichsam um Halbkreise handelte⁴⁹). Ähnliche Beobachtungen zur Sprache wurden anderswo gemacht. Oder: Die wütenden Ausfälle und der maßlose Nationalstolz einiger deutscher Humanisten waren veranlaßt vom irreparablen, auf solchen Fakten wie den auch hier genannten beruhenden Minderwertigkeitsbewußtsein gegenüber Italien, da doch Oberitalien und Oberdeutschland in unseren Schlüsselmilieus und damit auch politisch eng zusammenhingen – enger, als wir uns das eingestehen. Am Hof Kaiser Sigismunds weilte eine insgesamt dreistellige Zahl von rechtsgelehrten Italienern⁵⁰).

Außerhalb von überschaubaren elitären Milieus wird man sehr vorsichtig sein. Ob der spätmittelalterliche, also vergleichsweise späte politische Erwerb Schlesiens (späteres 13. und besonders 14. Jahrhundert) vorbereitet war durch den Tatbestand, dass die mit den schon genannten und anderen Daten und Mitteln skizzierbare Kultur- und Sprachgrenze – eine deutliche Grenze – eher am Ostrand des Landes und jedenfalls nicht an seiner Westseite verlief, ist zumindest zweifelhaft⁵¹). Wahrscheinlicher ist immer noch ein rein dynastisch-feudales Handeln gemäß den Macht- und »Tausch«verhältnissen von damals.

Wir brechen an dieser Stelle ab und deuten nur noch an, daß Anregungen, Perspektiven und Ergebnisse der hier angesprochenen Blick- und Denkrichtung, sofern sie akzeptabel erscheinen, ein etwas oder gar deutlich anderes Muster von Kriterien, Kategorien und Urteilen über die ältere deutsche und europäische Geschichte ausbreiten könnten, als es bisher das Handbuch tut. Das Handbuch hielt, wenn auch zuletzt verhüllt, bei uns wohl stets Ausschau nach immer mehr und immer besserem Staat, am Ende womöglich nach dem besten Staat (in Europa). Man wird zwar auch bei unserem Geschäft teleologischen Denkmustern kaum entgehen können (vielleicht gelingt das überhaupt nicht). Es ist aber schon ein beträchtlicher Gewinn, wenn man sich von vornherein an mittleren Standards orientiert.

49) PETER MORAW, Strukturen der deutschen Kirche im späteren Mittelalter, in: Ritterorden und Kirche im Mittelalter, hg. v. ZENON HUBERT NOWAK, Torun 1997, S. 7–23 (Ordines militares-Colloquia Torunensia historica IX).

50) GISELA BEINHOF, Die Italiener am Hof Kaiser Sigismunds (1410–1437), Frankfurt a. M. 1995.

51) PETER MORAW, Das Mittelalter (bis 1469), in: Schlesien, hg. v. NORBERT CONRADS, Berlin 1994, S. 36–178, 706–719, 778–783 (Deutsche Geschichte im Osten Europas 3).

III

Mehreres ist problematisch an diesem Beitrag, besonders das als erster Punkt zu Benennende: der recht simple Erstanatz, wie es nun einmal Eigenschaft solcher Ansätze ist, die erst nach und nach zur angemessenen Komplexität hinfinden können, die eine Vielzahl von Variablen erfordert. – Zweitens: Es besteht kein Raum dafür, um die hier formulierten Beobachtungen und Vermutungen mit Wahrnehmung und Bewußtsein der Zeitgenossen in Kontakt zu bringen. Ein Leitfossil dafür wäre das Stichwort »Kompensation«, z.B. Kompensation durch wilde Polemik (»welsche Tücke«, wie auf der zweiten Tagung zitiert). – Drittens: Es fehlt die Abwägung unserer im Einzelfall eher geduldig-stummen langfristigen Geschichte im Vergleich zu Phänomenen, die man »elementare Geschichte« nennen möchte, die sich auch gegen Muster und Regeln und oft gewaltsam durchzusetzen vermochten – spektakuläre Einzelfälle der Grundfrage, wie sich freies Handeln und Determiniertheit zueinander verhalten mögen. – Viertens: Vor allem droht eine Sicht wie die hier versuchte ihrerseits ein Ziel der Geschichte zu setzen: vielleicht immer mehr Studenten, immer mehr Juristen, immer mehr Zivilisation. Wir haben zur Korrektur noch kein Rezept.

Bleiben wir daher besser bei der Metapher, daß nicht mehr hat vorgeschlagen werden sollen, als daß das (einst auch realiter transfer-tragende) Segelschiff der Gruppen- und Individualgeschichte, auch der Ereignisgeschichte, auf seiner Fahrt etwas mehr als bisher unter dem Aspekt beobachtet werde, daß es mit dem Wind in den beiden europäischen Hauptwindrichtungen leichter und schneller oder gar deutlich leichter und schneller vorankam als gegen ihn. Man kann bekanntlich auch gegen den Wind ankreuzen, aber es ist mühsam.